

CLAIRE BOUVIER

*Das Lied der
weißen Wölfin*

KANADA-ROMAN



Weltbild

Das Lied der weißen Wölfin

Die Autorin

Claire Bouvier wurde 1970 als Tochter einer Deutschen und eines Kanadiers in Quebec geboren. Im Alter von neun Jahren siedelte sie mit ihren Eltern nach Deutschland über. Als sie ihren kanadischen Wurzeln nachging, entstand die Idee zu ihrem ersten Roman »Im Land des roten Ahorns«. Die Autorin lebt und arbeitet in Berlin.

Claire Bouvier

Das Lied der weißen Wölfin

Kanada-Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Umschlagmotiv: www.buerosued.de
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-418-8

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

1. Kapitel

Kanada 1882

Versonnen blickte Marie Blumfeld von der Ladekante des Planwagens gen Himmel, wo ein perfekt gerundeter Vollmond über den dunklen Tannen schwebte. Nachtvögel huschten vorüber, während ein geheimnisvolles Rascheln den gleichförmigen Hufschlag der Pferde begleitete. Es ist fast wie damals, als ich mit Peter in der Fliederlaube gesessen habe und wir uns Märchen erzählten, dachte Marie traurig, während sie die Decke um ihre Schultern enger zog ...

Obwohl sie mittlerweile vierundzwanzig Jahre zählte, waren die alten Geschichten in ihr noch immer lebendig. Auf dem Dampfschiff hatte Marie sie oft den Kindern erzählt, wenn sie sich vor dem Seegang und den Unwettern fürchteten. Auch jetzt, wo der Auswanderertreck immer tiefer ins kanadische Hinterland vordrang, reiste sie in Gedanken oft zu den Helden ihrer Kindheit zurück. Nur so ließ sich das Heimweh lindern, das in ihrer Seele brannte. Obwohl es in ihrer norddeutschen Heimat sonst nichts gab, für das sich das Bleiben gelohnt hätte, vermisste Marie die weiten Landschaften, die sanft gerundeten Hügel und die Wälder, die sie durchwandert hatte, wann immer ihr Zeit dafür geblieben war ...

Marie schob den Gedanken entschlossen beiseite und wandte sich zu ihren Mitfahrerinnen um. Die vier Frauen, mit denen sie sich diesen Planwagen teilte, hätten nicht un-

terschiedlicher sein können. Die temperamentvolle Ella und die burschikose Marthe waren mit ihr auf dem Auswandererschiff gekommen; die noch etwas kindliche Klara war in Boston zu ihnen gestoßen. Während alle anderen vor sich hin schnarchten, als lägen sie in gemütlichen Daunenbetten und nicht auf kratzigen Armeedecken, fand Marie wie so oft keine Ruhe. Das Schaukeln des Wagens riss sie immer wieder aus dem Schlummer, sodass sie sich erst hinlegte, wenn ihre Müdigkeit groß genug war.

Drei Wochen lagen nun schon hinter ihnen. Wochen, die aus einigermaßen ordentlich gekleideten Frauen eine Horde Landstreicherinnen mit notdürftig geflickten Kleidern und wirren Haaren gemacht hatten. Obwohl sie regelmäßig rasteten, um sich zu waschen, reichte die Zeit oftmals nicht aus, um sich wieder ordentlich herzurichten.

Marie griff nach ihrem langen blonden Zopf, aus dem die abgebrochenen Spitzen wie Stroh aus einem Ballen hervorstachen. Ich werde es abschneiden müssen, wenn ich in Selkirk bin, dachte sie ein wenig traurig. Gleichzeitig freute sie sich auf das Ende der Reise, denn an ihrem Ziel wartete ein neues Leben auf sie.

Vorsichtig zog sie ihre Teppichstofftasche näher zu sich heran, in der ihre gesamte magere Habe verstaut war. Viel Gepäck war ihnen nicht erlaubt worden. Einige Frauen hatten zusätzlich noch Kochgeschirr dabei, das während der Fahrt leise vor sich hin klapperte. Da sie die Töpfe und Pfannen unterwegs brauchten, hatte der Treckchief nichts dagegen, doch auf unnötige Last wurde verzichtet, damit sie so schnell wie möglich vorankamen.

Marie hatte nur Kleider, Unterröcke und einen Mantel

mitgenommen, denn ihr war gesagt worden, dass die kanadischen Winter hart werden konnten. Außerdem befanden sich noch ein paar Toilettenartikel sowie Schreibzeug in der Tasche. Schmuckstücke oder andere Wertgegenstände besaß sie nicht, denn ihr Vater hatte den Schmuck ihrer Mutter im Krieg von 1870 für wohltätige Zwecke gespendet und war nicht der Ansicht gewesen, dass sie irgendwelche Schmuckstücke besitzen müsste.

Zielsicher fand ihre Hand unter ihren Einwanderungspapieren den Zettel, der vom dauernden Hervorziehen und Betrachten schon ganz knittrig und dünn geworden war. Damit rückte sie an die Ladekante des Wagens.

Ehefrauen für wohlstuierte Männer in Kanada gesucht, verkündeten die dicken Lettern der Überschrift. Der darunter folgende Text unterbreitete ledigen oder verwitweten Frauen das Angebot, im fernen Kanada ein neues Leben zu beginnen, an der Seite eines Goldgräbers, Pelzhändlers oder Farmers.

Als sie den Aushang zum ersten Mal an der Tür des Bürgermeisterhauses entdeckt hatte, war als Erstes die spöttische Frage in ihr aufgestiegen, warum kanadische Männer gerade eine deutsche Frau heiraten sollten. Gab es in dem großen Land denn keine Frauen, die sie wollten? Doch als sich ihr Leben von einem Tag auf den anderen verändert hatte, war ihr die Anzeige gar nicht mehr so lächerlich vorgekommen. Im Gegenteil, sie war für Marie zu einer Rettungsleine geworden, der letzten, von der sie hoffte, sie würde sie aus der Dunkelheit des Leids ziehen.

Jetzt allerdings fragte sie sich, ob sie das Richtige tat. Was würdest du dazu sagen, Peter?, dachte sie, und wie als Ant-

wort spürte sie ein schmerzhaftes Ziehen in ihrer Brust. Auch noch ein Jahr nach dem großen Unglück konnte sie nicht ohne körperliche und seelische Pein an ihn denken.

Als sie den Zeitungsausschnitt wieder einsteckte, berührten ihre Finger das kleine Buch, das sie sich in Boston gekauft hatte. Eine Frau auf dem Auswandererschiff hatte ihr geraten, ihre Erlebnisse in einem Tagebuch festzuhalten. Angesteckt von der Begeisterung der Mitreisenden war sie in einen kleinen Laden nahe des Hafens gegangen und hatte von ihrem ersten umgetauschten Geld eine kleine, in marmoriertes Papier eingeschlagene Kladde erstanden, und sei es nur, um Naturbeobachtungen festzuhalten oder Pflanzen hineinzuzichnen. Für den Fall, dass ich wieder als Lehrerin unterrichten darf, war es ihr durch den Sinn gegangen, als sie das Büchlein in der Tasche verstaute.

Doch nun kam ihr ein anderer Einfall. Bisher hatte sie vom Tagebuchschreiben nicht viel gehalten. Tagebücher waren etwas für zartbesaitete Mädchen, die vor Emotionen überflossen. Wie so vieles hatte sich Maries Meinung darüber inzwischen geändert.

Ich sollte mich von den Schatten der Vergangenheit befreien, dachte sie. Wenn ich sie auf Papier gebannt habe, können sie mir vielleicht nichts mehr anhaben. Behutsam schlug sie das Heft auf und strich mit dem Finger über die leeren cremefarbenen Seiten.

Fast glaubte Marie dabei wieder die Stimme ihres Bruders zu vernehmen. Nur Mut, Mariechen, was soll dir schon passieren? Als ihr klar wurde, dass nur der Nachtwind durch den Wald raunte, zog sie einen Bleistift aus ihrer Tasche und begann zu schreiben.

Peter behauptete immer, er hätte sich in dem Augenblick, als er mich zum ersten Mal sah, unsterblich in mich verliebt. Eigentlich hatte er, der damals drei Jahre alt war, sich einen Bruder gewünscht, mit dem er spielen konnte. Dementsprechend enttäuscht war er, als unser Vater ihm eröffnete, dass die Mutter ihm eine Schwester geschenkt hätte. Beinahe hätte Peter sich geweigert, mich überhaupt anzusehen, wie ich da in meiner Wiege lag. Doch dem sanften Ruf meiner Mutter konnte er sich nicht entziehen. Er schob sein Gesicht über das rote, in Windeln und Tücher gewickelte Bündel und von dem Augenblick an wusste er, dass er seinen heimlichen Plan doch nicht in die Tat umsetzen würde. Insgeheim hatte er nämlich vorgehabt, mich mit dem neugeborenen Sohn der Nachbarin auszutauschen.

Wir wuchsen im Herzen Mecklenburgs auf, in einer ländlichen Gegend, die von Ackerbau, Weidewirtschaft und Gütern geprägt war. Sobald ich selbstständig laufen konnte, nahm er mich mit in den Garten oder auf die Wiesen. Wir müssen ein seltsames Pärchen abgegeben haben: ein schlaksiger Junge mit viel zu großem Kopf neben einem etwas pummeligen Mädchen mit viel zu kurzen Armen und Beinen.

Obwohl ich als kleines Kind wahrlich keine Schönheit war, war ich nur selten den Neckereien anderer Kinder ausgesetzt, denn mein Bruder stand mit Eifer und glühendem Herzen für mich ein, auch wenn ich den Streit vom Zaun gebrochen hatte, wie es später oft der Fall war.

Als Kinder des Dorfpfarrers Martin Blumfeld führten wir ein privilegiertes Leben, in dem uns Kunst und Literatur offenstanden. Unseren Vater liebevoll zu nennen, wäre übertrieben gewesen, doch er sorgte gut für uns und eröffnete uns Horizonte,

die für die Kinder der Landarbeiter und Bauern verschlossen blieben.

Als meine Mutter mit ihrem dritten Kind schwanger war und darunter körperlich sehr zu leiden hatte, duldete er es sogar, wenn wir uns in seiner Bibliothek aufhielten. Ich erinnere mich noch gut an die hohen Regale, die mit ledergebundenen Folianten und Büchern in verschiedenen Farben gefüllt waren. Viele dieser Schriften handelten von der Bibel und ihrer Auslegung, einige von ihnen beschäftigten sich mit Naturwissenschaft. Einen Sinn für Prosa hatte mein Vater nie entwickelt.

Damals, als ich auf dem gemusterten Teppich saß, war mir der Inhalt der Bücher allerdings noch gleichgültig. Nachdem ich sie bewundernd angesehen hatte, wandte ich mich meinem Bruder zu, der stets seinen hölzernen Kreisel mit in die Bibliothek nahm. Wenn ihm mein Juchzen und Klatschen zu viel wurde, schickte uns unser Vater fort und übergab uns der Fürsorge seiner Haushälterin. Luise, eine kräftige und viel zu jung verblühte Frau, erzählte uns alle möglichen Märchen und überzeugte uns zuweilen davon, dass es die genannten Wesen wirklich gab, was uns dazu brachte, nachts aus dem Haus zu schleichen und nachzuprüfen, ob wirklich Wichtel in unserem Garten lebten und Feen über den Wasserpfüthen tanzten.

Eines Nachts hockten wir unter einem Fliederbusch nahe beim Haus. In meinem Eifer, eine Fee zu sehen, hatte ich mir keine Jacke übergezogen, und auch Peter war dermaßen von Erwartung erhitzt, dass er nur seine Hose über das Nachthemd gezogen hatte. Zähneklappernd schmiegte ich mich an ihn, während wir Stunde um Stunde in unserem Versteck verharrten. Die Kälte der Frühlingsnacht durchdrang mich völlig, und schon bald hatte ich das Gefühl, zu einem Eiszapfen zu erstar-

ren. Aber die Hoffnung, dass die Fee doch noch kommen könnte, ließ mich aushalten. Außerdem wollte ich gegenüber meinem Bruder, der ohnehin schon von seinen Spielkameraden geneckt wurde, dass seine Schwester ihm ständig am Jackenzipfel hing, nicht schwach erscheinen.

Je weiter sich der Morgen näherte, desto enttäuschter wurden wir, denn die Fee blieb aus, und es erschienen auch keine Wichtel oder Zwerge. Als wir uns am Morgen in unsere Betten verkrochen, fühlte ich mich krank. Tatsächlich wurde ich nur einen Tag später von einer furchtbaren Erkältung heimgesucht. Die Fieberträume zeigten mir tatsächlich tanzende Elfen, und erst viel später erfuhr ich, dass ich in jenen Nächten dem Tode nahe gewesen war. Peter war darüber so zerknirscht, dass er sich nicht nur weigerte, von meinem Krankenlager zu weichen – als ich wieder genesen war, schenkte er mir seinen schönsten Zinnsoldaten, einen mit blau-goldener Jacke und blauem Barett. Auch wenn er später in Vergessenheit geriet, trug ich die liebevolle Geste, die dahintersteckte, stets in meinem Herzen.

2. Kapitel

Marie schreckte hoch, als der Planwagen zum Stehen kam. Erstaunt stellte sie fest, dass sie sich nicht mehr im Wald befanden, sondern auf einer weiten Ebene, die nur an den Rändern von einem dunkelgrünen Waldband gesäumt wurde. Die Nacht war von einem strahlenden Morgen vertrieben worden.

Mein Tagebuch! Erschrocken tastete sie neben sich und atmete auf, als sie die Kladde unter ihren Fingern spürte. Kurz nach Beendigung ihrer Niederschrift musste sie eingeschlafen sein. Der Bleistift war ein Stück durch den Wagen gerollt, bis er von Ellas Gepäck gestoppt worden war.

Marie steckte ihn in die Tasche und verstaute die Kladde unter ihrem abgewetzten Korsett, das in den vergangenen Wochen um einiges lockerer geworden war. Obwohl das Buch hart gegen ihre Rippen drückte, dachte sie nicht daran, es im Wagen zurückzulassen. Sie kannte die weibliche Neugier nur zu gut. Auch wenn sie Ella gut leiden mochte, traute sie ihr doch zu, sich für Dinge zu interessieren, die sie nichts angingen.

Nachdem sie das Korsett zurechtgezogen hatte, kletterte sie aus dem Wagen und strebte dem Wasserloch zu, das beinahe die Größe eines Sees hatte. Malerisch spiegelte sich der rosafarbene, leicht bewölkte Morgenhimmel in den dunklen Fluten, als die ersten Frauen mit hochgezogenen Röcken aufsuchzend hineinwateten.

Marie reckte sich und atmete dabei tief die Morgenluft ein. Neben dem sumpfigen Geruch des Wassers nahm sie

auch eine Spur von Tannenharz, Gras und Blüten wahr. Flügelschlagen lenkte ihren Blick auf die kleine Wiese neben dem Wasserloch. Die Tauben, die von dort aufgeflattert waren, kreisten kurz über dem See und verschwanden dann im Wald. Die Blumen, die in der Nähe des Wasserloches einen Großteil des Bodens überwucherten, ähnelten den Lupinen, die es zu Hause an jedem Wegrand gab. Leuchtend rot wie kleine Flammen wiegten sie sich sanft in der Morgenbrise.

Zögernd zog Marie ihren Rock hoch und trat ebenfalls ins Wasser. Als sich ihre Beine an die Kälte gewöhnt hatten, bemerkte sie ein paar Männer hinter den Wagen, Treckbegleiter, die für ihre Sicherheit sorgten. Reverend Willoghby, der Geistliche, der den Treck begleitete, hatte Mühe, die bunt zusammengewürfelte Truppe davon abzuhalten, neugierig nach den Frauen zu spähen.

»Meine Herren!«, wettete er, während er wie ein General vor ihnen auf und ab schritt. »Wenn unkeusche Gedanken Sie plagen, sollten Sie an das Wort des Herrn denken!«

»Sie müssen es ihnen nachsehen, Reverend«, sagte Angus Johnston begütigend, der sich jetzt zu ihnen gesellte. Der Treckchief, ein grobknochiger, stämmiger Schotte, wurde von seiner Mannschaft hoch geschätzt und von beinahe allen Frauen bewundert. Sein Wort galt; allerdings war er auch kein Unmensch und achtete die Bedürfnisse seiner Leute. »Die Männer haben schon lange nicht mehr so viele Frauen auf einem Haufen gesehen. Es grenzt doch schon an ein Wunder, dass sie sich so wacker auf den Beinen halten und nicht vor lauter Staunen aus den Stiefeln kippen.«

Wie zur Bestätigung reckten einige von ihnen die Hälse. Ihre Blicke trafen auch Marie, die allerdings nicht vorhatte,

sich weiter zu entblößen. Sie wusch sich rasch Gesicht, Hände und Füße und versuchte, das Plappern der Frauen in ihrer Nähe auszublenden.

Ihre Kameradinnen schienen nichts daran zu finden, dass die Männer einen Blick auf ihre nackten Beine und ihre Unterwäsche werfen konnten. Ungeniert bespritzten sie sich mit Wasser, sodass Marie nichts weiter übrig blieb, als ein Stück von ihnen abzurücken.

»Ich habe mir sagen lassen, dass die Kerle hier zwar ziemlich ausgehungert sind, dafür aber mächtig schüchtern«, vernahm sie auf der anderen Seite die Stimme der robusten Elisabeth Meyerfeld, die von allen nur Betty genannt wurde und deren Mieder ihre beträchtliche Oberweite kaum zu bändigen vermochte. »Wie gut, dass auf uns bereits Männer warten. Ehe diese Kerle hier uns fragen, sind wir vertrocknet.«

»Ja, aber wer weiß, was man uns da angedreht hat«, wandte Lisa ein, für die die Ehe mit einem kanadischen Farmer die zweite sein würde. »Am Ende sind es alte Kerle, bei denen das Ehebett kalt bleibt.«

Schockiert schnappte Marie nach Luft und versuchte, ihre Schamesröte mit einem kräftigen Wasserguss ein wenig zu mildern. Wieder einmal fühlte sie sich deplatziert unter den Frauen, die redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Wie sie recht schnell herausgefunden hatte, konnten die wenigsten von ihnen lesen und schreiben. Die meisten stammten aus recht ärmlichen Verhältnissen und versprachen sich von dieser Reise eine bessere Zukunft.

Und was verspreche ich mir von meinem weiteren Leben?, fragte sie sich, während sie sich das Gesicht mit dem

Saum ihres Unterrocks abtrocknete. Nur einen Mann, der für mich sorgt? Oder doch noch etwas anderes?

Bei der Vorbereitung für die Ausreise hatte sie gehört, dass Frauen hier auch einem Beruf nachgehen konnten. Groß war ihre Freude gewesen, als sie hörte, dass man für sie einen gebildeten Mann ausgesucht hatte, einen, der mit Büchern etwas anfangen konnte und sicher kultiviert genug war, um nicht wie ein ausgehungertes Wolf über sie herzufallen. Und der ihr vielleicht erlaubte, ihrem früheren Beruf nachzugehen.

Jemand tippte ihr auf die Schulter. Erschrocken wandte sich Marie um. Auf dem Gesicht von Ella Wagner, mit der sie sich während der Überfahrt angefreundet hatte, breitete sich ein schadenfrohes Lächeln aus.

»Hab ich dich erschreckt?«

»Ein bisschen«, gab Marie zu, während sie ihre Röcke wieder ordnete.

»Wie war deine Nacht?«, fragte Ella, die nun ihrerseits mit hochgerafftem Rock ins Wasser stieg. »Ich hab dich im Wagen rumoren gehört.«

»Ich bin gegen Mitternacht wach geworden und konnte nicht mehr einschlafen.« Dass sie die Zeit genutzt hatte, um ihr Tagebuch zu führen, verschwieg Marie.

Mit geübten Griffen öffnete sie ihren Zopf und kämmte ihr Haar mit den Fingern durch, bevor sie es wieder zusammenflocht.

»Dafür, dass du kaum Schlaf bekommen hast, siehst du aber ganz gut aus«, entgegnete Ella bewundernd; dann schweifte ihr Blick hinüber zu den Wagen, wo die Männer zwar immer noch standen, aber jetzt eine Predigt von

Reverend Willoghby zu hören bekamen. »Ein paar von den Männern sollen angeblich über dich reden.«

Marie zog die Augenbrauen hoch. Obwohl sie es eigentlich nicht wollte, blickte sie hinüber zu den Burschen, die gerade wieder von dem Geistlichen in die Mangel genommen wurden.

»Über mich? Wer erzählt denn so was?«

»Ja, über dich«, bestätigte Ella, während sie ihre dunklen Locken löste und über die Schultern schüttelte. Damit wäre wohl eher sie Gesprächsstoff für die Treckbegleiter, ging es Marie durch den Kopf, während sie sie beobachtete. Der mit ihr verlobte Warenhausbesitzer konnte sich glücklich schätzen, eine solche Frau zu bekommen. »Elisabeth hat es erzählt.«

»Sie hat sich bestimmt verhöhrt!«, winkte Marie verlegen ab. »Du weißt es doch selbst, ihr Englisch ist nicht besonders gut.«

»Aber dafür reicht es, glaube ich.« Ella kicherte schadenfroh, als sie sah, dass sich Maries Wangen tiefrot verfärbten.

Unter den Männern waren einige, die ihr durchaus hätten gefallen können. Doch die Tatsache, dass sie verlobt war, hatte sie davon abgehalten, sich schwärmerischen Fantasien hinzugeben.

»Nein, sie sprachen von dem *blonde german girl*. Und wie du siehst, bist du die einzige Blonde hier.«

»Das stimmt nicht!«, protestierte Marie. »Katty und Elvira haben ebenfalls blonde Haare.«

»Katty ist rotblond, das nennen sie hier *ginger*. Jedenfalls wenn du mir keinen Unsinn erzählt hast.«

»Ginger ist rotblond, das stimmt«, entgegnete Marie.

»Und Elviras Dunkelblond würde ich eher für Brünnett

halten. Wenn die Jungs von einer Blonden sprechen, dann werden sie schon dich meinen.« Lächelnd streckte Ella die Hand nach Mariés Zopf aus, der ein wenig unordentlich über ihre Schulter fiel.

Verwirrt drehte sich Marie zur Seite. »Wie du weißt, bin ich verlobt.«

»Mit einem Geistlichen!«, entgegnete Ella neckend. »Vielleicht sieht er aus wie Reverend Willoghby. Dann wird in der Hochzeitsnacht kein Feuer brennen.«

»Er ist noch jung!«, protestierte Marie, die den Lebenslauf ihres Verlobten gründlich studiert hatte. »Und die Pastoren zu Hause haben alle ziemlich viele Kinder! Das war bei euch in Hamburg doch nicht anders, oder?«

»Nein, war es nicht«, entgegnete Ella. »Bei uns kannten die Pastoren keine Zurückhaltung; einige von ihnen hatten zehn Kinder und mehr.«

»Na siehst du!«

»Aber ich weiß trotzdem nicht, wie es um ihre Liebeskünste bestellt ist. Wahrscheinlich zieht er alle Vorhänge zu und löscht das Licht, bevor er zu dir kommt.«

Marie spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss. Nicht zum ersten Mal hörte sie von dem, was Mann und Frau in der Hochzeitsnacht und danach – und manchmal auch davor – taten. Viele der Mädchen hatten bedenklich viel Ahnung, ganz zu schweigen von den Frauen, die bereits verheiratet gewesen waren. So ungeniert wie auf dem Schiff und nun auf dem Treck hätten sie zu Hause sicher nicht darüber sprechen können.

»Letztlich ist es doch egal, wie, oder?«

»Nein, das ist es nicht!« Ellas Augen blitzten vergnügt. Sie

amüsierte sich köstlich über Maries Schüchternheit. »Spaß machen soll es doch auch! Jedenfalls meint Lisa das. Aber wenn dein Reverend noch jung ist, wird er jede Nacht zu dir kommen, bis du einen dicken Bauch hast. Und kaum ist das Kind raus, ist er wieder bei dir.«

Marie wusste nicht, was sie von solchen Reden halten sollte. Freude angesichts dieser Aussichten überkam sie nicht. Dass Frauen Kinder bekamen, war die natürlichste Sache der Welt; dennoch verspürte sie Unbehagen.

Vielleicht verfliegt es, wenn ich erst einmal meinen Mann kennen- und vielleicht auch lieben gelernt habe, dachte sie im Stillen. »Du solltest dir lieber Gedanken um deinen Warenhausbesitzer machen«, sagte sie dann laut. »Hoffentlich hat er nicht so viel Arbeit, dass er nicht in dein Bett will.«

Ella lächelte verschmitzt und winkte ab. »Und wenn schon! Schlimmstenfalls ist er alt. Und bestenfalls hat er einen netten Boy in seinem Laden, der aushelfen kann.«

»Ella!«, rief Marie entrüstet, doch die kniff ihr lachend in die Wange, sodass sie auch nicht anders konnte, als zu kichern.

Nachdem die Frauen ihre Wäsche beendet hatten, strebten sie wieder den Wagen zu. Auf einer Feuerstelle wurde derweil das Frühstück vorbereitet. Bevor auch sie im Wagen verschwand, um ihr Essgeschirr zu holen, ließ Marie den Blick über ihren Lagerplatz schweifen. Zu gern hätte sie in der üppigen Vegetation einen kleinen Spaziergang unternommen, um sich die Pflanzen von Nahem zu besehen. Doch auf dem Treck gab es keine Extratouren.

Ich werde später Gelegenheit haben, mir alles anzusehen, tröstete sie sich, während sie Blechnapf und Löffel aus ihrer Tasche holte.

3. Kapitel

Nach einem Frühstück aus Kaffee, Zwieback und Porridge, den eine der Frauen zubereitet hatte, zog der Treck weiter. In der Mittagshitze hielten sich die Wagen im Schatten der hohen Nadelbäume. Marie nutzte die Kühle, um sich auf den hinteren Seiten ihrer Kladde ein paar Notizen zur Vegetation zu machen. Um mit ihren Erinnerungen fortzufahren, brauchte sie Ruhe, also sah sie jetzt davon ab.

Als sie fertig war, blickte sie zu den anderen. Während Ella vor sich hin döste, beschäftigte sich Marthe mit ihrem Strickzeug. Klara steckte die Nase in ein zerlesenes Buch.

Ein spitzer Schrei brachte Marie dazu, aus dem Wagen zu spähen. Über ihnen kreiste mit weit ausgebreiteten Schwingen ein Adler. Der vor ihm fliehende Vogelschwarm huschte tief an dem Wagen vorbei. Vor den Pferden hatten die Vögel anscheinend weniger Angst als vor dem gefieder-ten Räuber.

Die frische Brise war ein Genuss. Marie schloss die Augen und lauschte den Geräuschen ringsherum. Das Kreischen des Adlers wurde vom leisen Klappern der Töpfe übertönt, die am Planwagen festgebunden waren. Als der Untergrund holpriger wurde, juchzte weiter vorn jemand auf.

Wenig später rumpelte ihr Wagen über dieselbe Bodenwelle, die wohl auch den vorherigen Wagen zum Schwanken gebracht hatte. Erschrocken schrie Marie auf, als sie gegen Ella geschleudert wurde. Diese lachte nur, als sie sie auf- fing.

»Du solltest weniger träumen und dich besser festhalten.«

»Ich habe nicht geträumt, sondern nachgedacht«, wehrte Marie ab, als sie sich wieder zurechtsetzte. Um nicht noch einmal nach vorn zu kippen, griff sie jetzt aber doch nach dem Seil, das unterhalb der Plane angebracht war.

Wenig später schweiften ihre Gedanken wieder in die Ferne. Geschichten kamen ihr in den Sinn, die sie vor ihrer Abreise gelesen hatte. Die Reiseberichte und Romane strotzten geradezu vor Naturwundern, Wildwasserfahrten und Abenteuern mit Indianern und Pelzhändlern. Doch davon hatten sie bisher noch nicht viel mitbekommen. Das einzige, was mit den Schilderungen der Schriftsteller übereinstimmte, waren die hohen tiefen Wälder, die kein Ende zu nehmen schienen.

Wann werden wir wieder einmal eine Stadt sehen?, fragte sie sich. Und wird es dort tatsächlich Trapper wie Lederstrumpf geben?

Am Abend machte der Zug schließlich auf einer Lichtung Halt. Wie Marie von den Männern aufschnappte, waren sie mit dem Fortschritt der Reise sehr zufrieden.

»In ein paar Tagen erreichen wir Dryden, dort können wir frisches Wasser und Proviant aufnehmen«, erklärte Mr Johnston, während er auf seine schon ziemlich zerschlissene Karte tippte. »Dann beginnt der längste Abschnitt Richtung Selkirk.«

»Bloß gut!«, rief da einer der Wagenlenker. »Eines der Mädchen auf meinem Wagen schwächelt und sollte mal zum Arzt. Wir wollen sie doch alle lebend ans Ziel bringen.«

Das Schnaufen des Treckchiefs klang alles andere als begeistert, doch er nickte.

»Frauen sind kostbar. Wir können nicht zulassen, dass einer der Jungs da draußen im Hinterland keine Frau bekommt.«

Diese Worte brachten Marie dazu, den Anführer des Trecks zum ersten Mal ein wenig genauer zu betrachten. Er war hochgewachsen und kräftig; die langen Aufenthalte im Freien hatten seine Haut gebräunt, und die Zeit hatte ihre Spuren darauf hinterlassen. Dennoch wirkte er sehr attraktiv, was besonders an seinen hellen Augen lag, die noch die eines jungen Mannes zu sein schienen, immer noch voller Hoffnungen und Träume. Ob er den Männern in Selkirk neidete, dass sie eine Frau bekamen? Aber er hatte doch sicher selbst eine?

Nein, bestimmt nicht, sagte Marie sich, denn sie hatte gehört, dass der Job eines Treckbegleiters ziemlich gefährlich sein konnte. Neben Indianern und marodierenden Soldaten, die sich mit Diebstählen und Überfällen über Wasser hielten, gab es auch Mädchenhändler, denen eine Fuhrer Frauen ganz recht kam.

Marie erschauerte immer wieder, wenn sie die Gewehre und Revolver sah und auf den Gesichtern der Männer die Entschlossenheit, sie auch zu benutzen. Das war in Deutschland anders gewesen. Nicht einmal alle Soldaten hatten die nötige Entschlossenheit besessen, auf einen anderen Menschen zu schießen.

»Na, schaust du dir jetzt doch die Jungs an?«, wisperte es amüsiert hinter ihr. Marie zuckte zusammen. Ohne dass sie es bemerkt hatte, war Ella hinter sie getreten.

»Willst du, dass mir das Herz stehen bleibt?«, flüsterte sie, während sie sich die Hand auf die Brust presste.

»Dein Herz bleibt schon nicht stehen, Marie Blumfeld. Ich würde sogar sagen, dass du eines der stärksten Herzen hast, die in diesem Treck unterwegs sind.«

Als eine der wenigen hier kannte Ella ihre Geschichte. Doch Marie war nicht gewillt, jetzt darüber nachzudenken.

»Ich habe mir angehört, was die Männer über den Treck erzählen. Offenbar geht es einem der Mädchen nicht gut.«

»Ja, das habe ich auch schon gehört. Einer im zweiten Wagen ist ständig schlecht. Ich sage dir, die ist schwanger.«

»Wie das denn?« Marie überlegte. Ihre Überfahrt hatte gut ein halbes Jahr gedauert. »Sie wird sich den Magen an dem Trockenfleisch verdorben haben. Oder ...« Dass sie vielleicht die Cholera oder die Ruhr haben könnte, darüber wollte Marie gar nicht nachdenken. Auf dem Schiff hatte es hin und wieder auch Verdachtsfälle gegeben, die sich allerdings als haltlos erwiesen hatten. Ansonsten würden sie wohl immer noch im Hafen von Boston unter Quarantäne stehen.

»Ich sage dir, sie hat einem der Männer in Boston mehr als schöne Augen gemacht.«

»Aber sie ist doch verlobt!«

»Na und? Noch weiß sie nicht, was für einen Mann sie kriegt. Vielleicht ist er alt und krank. So hat sie dann wenigstens noch einmal ein bisschen Vergnügen gehabt!«

Als ob es einer Frau anstünde, nach Vergnügen zu suchen. Marie meinte auf einmal wieder die strenge Stimme ihres Vaters zu hören, doch sie schob sie schnell beiseite.

»Ich glaube nicht, dass sie so leichtfertig ...«

»Sch!«, machte Ella, denn sie hatte bemerkt, dass die Männer verstummt waren.

Doch es war zu spät. Der Treckchief kam mit langen Schritten zu ihnen und faltete dabei eine Landkarte zusammen.

»Gibt es ein Problem, Ladys?«, fragte er freundlich lächelnd. Marie entging nicht, dass seine Augen auf ihr wesentlich länger ruhten als auf Ella.

Sei nicht albern, schalt sie sich, konnte aber nicht verhindern, dass sie wie ein ertapptes Kind errötete.

»Ich habe Sie reden gehört und wollte ein bisschen zuhören«, gestand sie, denn von ihnen beiden sprach sie das bessere Englisch. Während der Überfahrt hatte sie Ella ein paar Worte und Phrasen beigebracht, mit denen sie sich unter den Einheimischen zurechtfinden konnte. Sie selbst empfand ihre Kenntnisse allerdings alles andere als ausreichend und nutzte jede Gelegenheit zuzuhören, denn dies war, wollte man den Seeleuten auf dem Dampfschiff glauben, die beste Methode, den Wortschatz zu erweitern.

»Sie wollen wissen, wie es mit der Reise vorangeht.« Der Treckchief lächelte verständnisvoll. »Ich kann Ihnen versichern, dass es keinen Grund zur Besorgnis gibt.«

»So hat es sich auch nicht angehört. Aber Sie verstehen sicher, dass wir neugierig sind. Immerhin sind wir meist unter uns, und die meisten von uns sprechen noch kein Englisch.«

»Sie werden es lernen, ein paar Meilen haben wir ja noch vor uns. Sie können sich auf den Besuch in der Stadt freuen. Dryden mag für einen Großstädter vielleicht ein kleines Nest sein, aber für Reisende ist es das Paradies.«

Marie lächelte breit. »Dann ist es ja gut, dass ich eine Reisende bin und nicht aus einer großen Stadt komme. Ich bin

sicher, dass es mir dort gefallen wird. Und wenn nicht, sind wir ja nicht lange dort.«

Johnston lachte auf. »Sie haben die richtigen Ansichten, Miss. Ich bin sicher, dass Sie dort etwas finden werden, das Sie mögen. Ich werde Sie mit der Besitzerin des Warenhauses bekannt machen, die hat das Herz am richtigen Fleck, genau wie Sie.«

Bevor Marie etwas darauf erwidern konnte, wurde Johnston schon wieder von einem seiner Männer gerufen.

»Entschuldigen Sie mich bitte, meine Damen.« Johnston tippte an seinen Hut, dann wandte er sich um. Als er mit langen Schritten zu den anderen ging, knuffte Ella Marie leicht in die Seite.

»Was ist?«, flüsterte Marie, als ihre Freundin sie breit anlächelte.

»Er mag dich.«

»Das bildest du dir nur ein.« Marie ärgerte sich, als sie die Hitze auf ihren Wangen spürte. Dass sie errötete, zeigte nur, wie sehr sie sich insgeheim über Ellas Behauptung freute. »Wir sollten lieber wieder zu den anderen zurückgehen, sonst sagt man uns noch nach, dass wir uns an die Männer heranmachen wollen.«

Ella zuckte mit den Schultern. »Und wenn schon. Die anderen zerreißen sich den ganzen Tag lang das Maul; was macht es für einen Unterschied, ob wir das Thema sind oder nicht? Wahrscheinlich sehen wir einander niemals wieder. Aber meinetwegen, gehen wir zu den anderen. Heute Abend soll es ein Lagerfeuer geben, und wir werden zum ersten Mal beim Schlafen nicht unterwegs sein. Das bedeutet, dass du heute wohl auch ein Auge zubekommen wirst.«

»Das hoffe ich.«

»Natürlich!«, entgegnete Ella und hakte sich bei ihr unter. Für ein paar Momente gingen sie schweigend nebeneinander, dann fragte Maries Begleiterin plötzlich: »Was würde mit uns geschehen, wenn wir es uns vor dem Altar anders überlegen?«

»Wie bitte?«

»Du hast mich schon verstanden. Und bestimmt hast du auch schon darüber nachgedacht.«

Marie schüttelte den Kopf. Bisher hatte sie die geschlossene Verlobung als eine Art geschäftliche Vereinbarung gesehen, die man nicht brechen durfte. Gefühle hatten damit wenig zu tun. Die romantische Vorstellung, dass der fremde Mann, der ihr die Reise bezahlte, ihre große Liebe sein würde, hatte sie sich von vornherein aus dem Kopf geschlagen.

»Das ist nicht dein Ernst!«, flüsterte Ella entrüstet. »Sag bloß, du hast dir noch nie den Mann vorgestellt, den du eines Tages heiraten willst. Und ich meine nicht deinen Verlobten aus der Annonce.«

»Nein, das habe ich tatsächlich nicht«, entgegnete Marie. »Bisher habe ich nur für meine Arbeit gelebt. Es wird nicht gern gesehen, wenn Lehrerinnen heiraten; meist bedeutet es, dass sie ihre Arbeit aufgeben müssen.«

»Dann wolltest du also eigentlich gar nicht heiraten? Wieso hast du dich dann auf die Anzeige gemeldet?«

»Ich wollte heiraten«, entgegnete Marie, die Ella nicht von ihrem Bruder und den Vorfällen in ihrem Elternhaus erzählt hatte. »Und ich wollte ein neues Leben anfangen.«

»Und deine Arbeit? Willst du nicht wieder unterrichten?«

»Natürlich! Wenn es mir mein Mann erlaubt.«

»Glaubst du wirklich, das wird er tun? Du wirst dich um seinen Haushalt kümmern und seine Brut großziehen müssen. Das kannst du nicht, wenn du dich um die Kinder anderer Leute kümmerst.«

Auf einmal kam sich Marie vor, als hätte sie einen dicken Stein im Magen. Auch Vater hielt nichts davon, dass ich arbeiten gehe, ging es ihr durch den Sinn.

Doch dieser Reverend war jung. Und er war nicht ihr Vater.

4. Kapitel

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit begannen die Männer mit dem Vorbereiten eines Lagerfeuers. Wie alle anderen Frauen suchte auch Marie im nahen Wald nach brauchbarem Holz. Hin und wieder beobachtete sie dabei Eidechsen oder Eichhörnchen, die sich durch ihre graue Fellfarbe deutlich von ihren europäischen Artgenossen unterschieden. Unweit von ihr murmelten einige Frauen etwas von Bären und Wölfen, vor denen man sich in Acht nehmen sollte. Doch die Frauen und Männer vom Treck machten offenbar genug Lärm, um die gefährlichen Braunpelze fernzuhalten.

Als genug Kleinholz vorhanden war, wurde es aufgeschichtet und angezündet. Schon bald wehte der Kaffeeduft über dem Lager, und als zwei Männer mit einer jungen Hirschkuh auftauchten, brach beinahe der gesamte Treck in Jubel aus. Gehäutet und mit Wildkräutern gewürzt briet das Tier bald über dem Feuer.

Zum ersten Mal seit Langem fühlte sich Marie rundherum wohl. Der Kaffee und das Fleisch stärkten ihre Lebensgeister, und das Geschwätz der Frauen und die Gesprächsfetzen der Männer vertrieben die Gedanken für eine Weile. Sie erfreute sich am Knistern des Holzes, den Figuren, die die Flammen bildeten, und den hin und wieder aufstiehenden Funken, die für einen kurzen Moment über der Feuerstelle schwebten.

Als die Dunkelheit hereinbrach und die meisten Frauen sich zu Bett begaben, blieb Marie noch ein Weilchen bei den

Resten des Lagerfeuers sitzen und beobachtete, wie die Abendbrise ein paar Ascheflöckchen vom verkohlten Holz wehte. Dabei dachte sie über das nach, was Ella gesagt hatte.

»Sie sprechen ein sehr gutes Englisch«, tönte es von der Seite.

Als Marie herumfuhr, erkannte sie Mr Johnston. Jetzt, wo er keinen Hut trug, bemerkte sie, dass sich sein rotbraunes Haar ein wenig wellte. Es war für Männer nicht mehr in Mode, die Haare länger als bis kurz über dem Ohr zu tragen, doch Johnston würde mit langen Haaren sicher umwerfend aussehen. Wie ein Ritter aus einer der alten Sagen, dachte Marie und war froh, dass die Dunkelheit ihr Erröten etwas abschwächte.

»Danke, das ist sehr freundlich von Ihnen«, antwortete sie unbeabsichtigt ein wenig steif. »Ich hatte das Glück, es während meiner Ausbildung zu lernen.«

»Ihr Lehrer hat einen guten Job gemacht. In meiner Heimat lernen nur sehr reiche Leute Fremdsprachen.«

Marie zögerte. Sollte sie ihm etwas über sich erzählen? Immerhin würde er sie nur einige Wochen begleiten. »Mein Vater hat mich aufs Lyzeum geschickt. Tatsächlich ungewöhnlich, aber er ...« Sie stockte. Den Grund, weshalb er sie allein in die Fremde geschickt hatte, brauchte er nicht zu wissen.

»Er wollte, dass aus seiner Tochter etwas wird«, beantwortete Johnston die Frage an ihrer Stelle. Die Güte in seinem Blick ließ Maries Augen plötzlich feucht werden. Wären die Beweggründe ihres Vaters nur halb so edel gewesen, wie Johnston vermutete, wäre sie vermutlich nicht hier.

»Setzen Sie sich doch ein bisschen zu mir«, sagte sie,

klopfte neben sich auf den Baumstamm, der ihr als Sitzgelegenheit diene, und stocherte dann mit einem Zweig in der Asche herum.

Auf diese Aufforderung schien der Mann nur gewartet zu haben, denn sogleich ließ er sich vor ihr nieder. Trotz des respektvollen Abstandes begann Maries Herz ein wenig heftiger zu pochen. Johnston musste ein Bad im nahen Waldsee genommen haben, seinem Körper und seinen Kleidern entströmte der milde Duft von Lavendelseife. Den Gedanken, dass er diese extra für sie benutzt haben könnte, verdrängte sie schnell wieder, denn sie spürte, dass er sie auf seltsame Weise beunruhigte.

Eine Weile saßen sie schweigend voreinander und lauschten den Geräuschen der Nacht. In der Ferne raschelte es, ein Vogel stieß einen erschrockenen Ruf aus.

»Halten Sie mich nicht für unverschämt«, begann er ein wenig verlegen.

»Was haben Sie auf dem Herzen?«, fragte Marie freundlich.

»Sie ... sie sind anders als die anderen Frauen«, antwortete Johnston errötend.

»Wirklich?«, fragte Marie ein wenig spöttisch. »Und woran sehen Sie das? Ich bin wie alle anderen auf diesem Treck und werde einen Mann heiraten, den ich nicht kenne. Ich glaube, ich bin ziemlich genauso wie alle anderen.«

»Nein, glauben Sie mir, Sie sind nicht so«, gab Angus kopfschüttelnd zurück. »Sie sind gebildet und sprechen Englisch. Auch in Ihrem Land sind das sicher nicht übliche Eigenschaften bei einer Frau. Ich beobachte Sie manchmal, wenn Sie einfach neben dem Wagen sitzen und etwas in Ihr

Büchlein schreiben. Sie kommen gut mit den anderen Frauen aus, aber besonders gesellig sind Sie nicht. Manchmal wirken Sie regelrecht in Gedanken versunken.«

Eine Gänsehaut überlief Marie angesichts der Worte des Mannes. So gut hatte er sie beobachtet? Es ärgerte sie ein wenig, das nicht mitbekommen zu haben.

»Sagen Sie, sind Sie wirklich wegen eines Ehemannes hier? Oder haben Sie etwas anderes im Sinn?«

Marie, die sich durchschaut fühlte, als sei ihr Körper aus Glas, zog ihr Schultertuch enger vor der Brust zusammen, als könnte sie sich so vor weiteren Einblicken in ihre Seele schützen.

»Ich will ein neues Leben beginnen«, gestand sie, denn es hatte wohl keinen Zweck, Mr Johnston vorzumachen, dass sie nur wegen des Mannes hier war. Die Verlobung mit Reverend Plummer war in ihren Augen eine geeignete Möglichkeit gewesen, neu anzufangen. Ihre romantischen Mädchenfantasien hatte sie ohnehin in den hintersten Winkel ihrer Seele verbannt. Aber vielleicht würde sie bei ihm ein Zuhause, Achtung und Verständnis für den geheimen Wunsch erlangen, den sie schon seit ihrer Kindheit hegte.

»Ein neues Leben mit Mann und Kindern?«

»Warum nicht?«

Angus kicherte kurz, besann sich dann aber wieder darauf, dass die Leute in den Wagen schlafen wollten. »Verzeihen Sie mir, Miss, aber das kaufe ich Ihnen nicht ganz ab. Ich sehe etwas Bekanntes in Ihren Augen. Etwas, das mir schon einmal begegnet ist.«

Trotz ihres Unbehagens war Maries Interesse geweckt. »Und was soll das sein?«